

Hausfreund für den goldenen Brund

mit den Neben-Ausgaben: „Würzger Zeitung“ und „Erbacher Zeitung“.

Ämtliches Organ der Stadt Camberg
und des königlichen Amtsgerichts



Haupt-Anzeigebblatt für den goldenen
Brund und das Emstal

Der „Hausfreund für den goldenen Brund“ erscheint wöchentlich dreimal (Dienstags, Donnerstags und Samstags). — Der Bezugs-Preis beträgt vierteljährlich 1.25 M., durch die Post bezogen 1.54 Mark. Anzeigen die einpaltige Zeile oder deren Raum 10 Pfg. Reklamen die Zeile 25 Pfg.

Wöchentliche Gratis-Beilagen: „Illustriertes Unterhaltungsblatt“ und „Landwirtschaftliches Zentralblatt“.
Druck und Verlag der Buchdruckerei von: Wilhelm Ummelung.
Geschäftsstelle: Bahnhofstraße. — Telefon Nr. 28.

Nummer 75

Donnerstag, den 29. Juni 1916

38. Jahrgang

Zur wirtschaftlichen Organisation Licht und Schatten beiderseits.

Von Bürgermeister Pipberger, Camberg.
(Nachdruck aus der „Rhein. Volkszeitung“ und dem „Rhein. Kurier“.)

Vergleicht man heute, am Ende der Ablieferung an die Kommunalverbände, das Quantum des gelieferten Brotgetreides auch mit der vorzüglichsten Ernteschätzung im Herbst, so ergibt sich ein erhebliches Minder, das man nach Einrechnung der Saatfrucht im Mittel wohl auf ein Zehntel der Gesamternte ansprechen kann.

Vielorts dürfte dieser Prozentsatz sogar erheblich überschritten werden.

Beim Hafer, der nur wenig kontrolliert wurde, ist dieses Minder größer und steigt sich auf drei Zentel der Ernte, nachdem auch Saatmenge und freigegebenes Verfütterungsquantum reichlich berücksichtigt worden sind. Für diese Quanten ist, da der freie Handel im ganzen Erntejahr ausgeschaltet war, nur eine Erklärung möglich: sie sind verfüttert, bei Brotgetreide hin und wieder auch verbahen worden.

Angesichts dieser Tatsachen ergibt sich unwillkürlich einerseits voll Entrüstung, andererseits Erkenntnis, die Frage wie gerade große Volkskreise, die vornehmlich als die Besitzenden, Bodenständigen an dem Siege in dem uns aufgedrungenen Kampfe mit der halben Welt das größte Interesse haben, sich so rigoros den staatlichen Maßnahmen für den Sieg entgegenstellen konnten.

Reiner Eigennutz kann es nicht gewesen sein, denn die gewährten Verkaufspreise für Getreide waren hoch, und zu einem Verkaufe außerhalb der staatlichen Organisation etwa zu noch höheren Preisen, fehlte — wie schon gesagt — jede Möglichkeit. Daraus stellt sich eine neue Frage, nach anderen Momenten, die diese Entwicklung veranlaßt haben könnten. Man kommt hierbei an erster Stelle zu der Prüfung, ob die gezielten Maßnahmen, unbeschadet des Kernpunktes, auch genügend den Bedürfnissen des allgemeinen Wirtschaftslebens und namentlich den vorhandenen unabwendbaren Verschiedenheiten der einzelnen Staatsgebiete Rechnung trugen?

War diese Aufsehung weiter Kreise des Volkes gegen die Staatsgesetze so eine Art Notwehr?

Die bezgl. Befehle sind geboren aus der Not der Zeit; je stärker die Not, desto einschneidender, den Verbrauch beschränkender und die Vorräte schützender mußten sie sein.

Zur Bejahung der Frage der Not und ihrer Stärke war man zunächst auf unsere Autoritäten landwirtschaftlichen Gebiets, dann auf unsere Friedensstatistiken und nicht zuletzt auf die zuverlässige Ermittlung der laufend erwartbaren und der vorhandenen Mengen und im Besonderen nach dem meist beliebten Verfahren der Nachfrage bei den Besitzern der Ernteflächen bzw. den Inhabern der Vorräte auf deren Wahrheitsliebe angewiesen.

Aus beiden Resultaten ergab sich die Schärfe der geschlossenen Maßnahmen.

Es fragt sich nun, haben diese Faktoren die Wirklichkeit an den Tag gebracht und damit dem Befehlgeber sichere Unterlagen gegeben, oder haben sie ganz oder zum Teil versagt? Von unseren landwirtschaftlichen Autoritäten kann man heute sagen, daß sie trotz der durch die Angaben der Interessenten (so ziemlich die alleinige Unterlage) stark auf Minderungen der Erntestatistiken der Friedenszeiten (die Gründe dafür liegen offen und sind nicht nur der Landwirtschaft eigen), mit ihren Vorurteilen des Brotgetreides, der Wirklichkeit ziemlich nahe gekommen sind.

Dagegen scheint man den Haferertrag und Vorrat, vielleicht absichtlich zur besseren Sicherung des Heeresbedarfs, unterschätzt zu haben. Die Annahme rechtfertigt sich aus den Angaben des Statist. Jahrbuchs für das Deutsche Reich.

Danach war der Haferertrag 1913 — einem ungünstigen Erntejahre — 9 713 965 Tonnen und der normale Verbrauch nur 7 957 707 Tonnen; trotz der Mithütterung des

Rindviehes verblieb also ein erheblicher Überschuß, der damals zum Teil dem Auslande zugeführt wurde.

Dagegen steht jetzt die erhebliche Fütterungsbeschränkung.

Im Gegensatz haben die Grundbesitzer mit ihren Angaben durchaus versagt und ihnen fällt das Odium zu für die sich dann in der Verbindung ergebenden Misset.

Unbestritten steht wohl heute fest, daß einigermassen Ehrlichkeit hier, nicht zuletzt im Interesse der Betroffenen selbst, die Volksernährung auf viel bessere Füße gestellt hätte.

Schon im vorigen Erntejahre ergab sich am Ende eine erhebliche Reserve und diese wird, wie man jetzt endlich nach den großen Willfährlichkeiten hat ermitteln können, mit Schluß des laufenden Erntejahres sich noch erheblich erweisen.

Beweis ist uns die steigende Reserve am Ende ein gutes Unterpfand für unser Durchhalten im Kampfe, aber eine frühere Gewißheit und damit die in dem Rahmen mögliche reichlichere Zuteilung des wichtigsten Volksnahrungsmittels, wäre sicher das Bessere gewesen.

Während nun für die Mehl- und Brotversorgung, wenn auch nicht die wünschenswerte Menge, so doch eine gleichmäßige Versorgung erreicht worden ist, ist das merkwürdigerweise bei den Kartoffeln nicht der Fall gewesen, obwohl unsere Ernte in der Menge in Europa wohl den Rekord hält.

Nach der Reichsstatistik ernteten wir im Durchschnitt der letzten Jahre über eine Milliarde Zentner, denen ein durchschnittlicher Verbrauch für menschliche und tierische Ernährung und gewerbliche Zwecke von rund 800 Millionen Zentner gegenüberstand.

Nun hat aber die vorjährige Ernte, wie ja auch die offizielle Schrift „Ernährung und Teuerung“ des Ministeriums des Innern zugeht, einen erheblichen Mehrertrag gebracht. Er wird dort auf 80 Millionen Zentner geschätzt, dürfte jedoch dieses Quantum bedeutend überschritten haben und mit $\frac{1}{4}$ der Gesamternte nicht zu hoch angeschlagen sein.

In diesem Rahmen hätten uns also etwa $1\frac{1}{4}$ Milliarden Zentner Kartoffeln zur Verfügung gestanden und das bedeutet einen Überschuß von $\frac{1}{2}$ Milliarden Zentner über den normalen Friedensverbrauch (eingeschlossen auch dabei tierische Ernährung und gewerbliche Verwertung).

Gerade genug, um unsere rund 70 Millionen Einwohner, Kind, Säugling und Erwachsene gleich gerechnet, pro Kopf, Tag und Jahr mit je 2 Pfund Kartoffeln zu versorgen, d. i. das Doppelte des Friedensverbrauchs, berücksichtigt also reichlich den durch das Fehlen anderer Lebensmittel bedingten Mehrverbrauch.

Abgesehen von der Brotbeigabe die etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Zentner, also nur ein Geringes zum Ganzen darstellt, beträgt also die freie Erntemenge jetzt über den Gesamt-Friedensverbrauch rund $\frac{3}{4}$ Milliarden Zentner.

Man darf hiernach bestimmt behaupten, Kartoffelmangel — wenn er besteht — besteht nur mangels genügender Organisation.

Genau wie im Vorjahre wird zeitiger und örtlicher Mangel unmittelbar vor der Ernte wieder im Überschuß umschlagen, trotz aller genteiliger jehiger Aufnahmen.

Die erste Kartoffelaufnahme im Wege der Nachfrage bei den Besitzern im I. Erntejahre hatte genau das klägliche Ergebnis, wie die erste Getreideaufnahme.

Wäre diese richtig gewesen, dann wären wir im Juni lfd. Js. bereits bar jeden Brotgetreides gewesen.

Die 2. mit größter Strenge und nach Einsicht an Ort und Stelle durchgeführte Aufnahme ergab dann, daß mehr als $\frac{1}{2}$ der Gesamternte nicht gemeldet worden war.

Hätte die Getreideaufnahme sofort dieses Ergebnis gehabt, dann erfreuten wir uns wohl noch heute der früheren größeren Brotationen.

Inzwischen hat die vorher genannte Kartoffelaufnahme ähnliches in der Beschränkung der Viehfütterungsmengen gebracht, was uns bei einiger Dauer noch mehr schaden wird, als die vorjährige „akademische Schweineschlach-

rei“ die uns um etwa 15 Millionen, meist noch um entwickelter Schweine brachte.

Drum zur Abwendung von Schlimmerem, heraus mit den Millionen Zentnern Kartoffeln aus den Rattenlöchern des Westens, oder des Ostens!

Bei den Kleinbauern wird alles geholt sein.

Ich sagte im Titel hier „Licht und Schatten beiderseits“ und der Schatten liegt tatsächlich nicht nur auf der bis jetzt gezeigten Seite; auch diese Seite hat Licht und die andere Schatten.

Das Licht ist hier an erster Stelle die be-rufsfreudige, unermüdete, zielichere Arbeit unserer Landwirte, die dem Boden das Letzte abzurufen verstand.

Den ersten wirtschaftlichen Maßnahmen der Reichsregierung gingen Erfahrungen nicht voraus und sie müssen deswegen im Großen und Ganzen als Veruche angesprochen werden.

Bei der Vielgestaltigkeit des wirtschaftlichen Lebens war mit unliebsamen Ecken zu rechnen, die wiederum durch das bekannte und als historisch anzuprehende Mißtrauen unserer Bauernleute sich verschärfen mußten. Neben allem Lob, das man den leitenden Regierungsorganen für die geleistete gewaltige und schwierige Arbeit zollen muß, erscheint doch die Frage im allgemeinen Interesse berechtigt, ob man bei den Maßnahmen diesem letzten beachtenswerten Moment, das man der Art und dem Umfange nach wohl kannte, entsprechenden Raum gewährt hat.

Daneben ergibt sich auch noch die Frage ob die Befehle einigermaßen der verschiedenen Wirtschafts weise in den einzelnen Staatsgebieten genügend Rechnung trugen.

Beide Fragen müssen für die Viehwirtschaft und für die Preisgestaltung landwirtschaftlicher Erzeugnisse verneint werden.

Die landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse sind im Deutschen Reich außerordentlich verschieden, was sich namentlich in der Art der Viehfütterung ausdrückt.

Gar verschieden sind auch die Ansprüche an die Leistungen des Zugviehes, wobei die Kleinwirtschaft an die geringe Zahl der vorhandenen Tiere und noch besonders in gebirgigen und hügeligen Gegenden die größten Anforderungen stellt.

Im Osten ermöglicht die im Verhältnis zur Fläche geringere Viehmenge, die Ebene und der Großbetrieb, der mit Motoren und Dampf arbeiten kann, die jehige gezielte Einschränkung der Körnerfütterung.

Ebenso ist das im Süden da, wo die für die Rindviehzucht glückliche Weidewirtschaft besteht, möglich und wo außerdem der Betrieb ja meist durch die einseitige Wirtschaftsweise der reinen Viehzucht bedeutend erleichtert ist.

Anders in den Kleinbetrieben des Westens, die die höchste Ausnutzung des Grund und Bodens in Getreidebau und Viehwirtschaft betreiben müssen. Für diese Wirtschaften war die jehige Beschränkung des Haferverbrauchs zu weitgehend und hat die Folgen in der unlegalen Selbsthilfe gezeitigt.

Nun etwas Anderes, was geeignet war, das historische Mißtrauen unserer Kleinbauern neu zu erregen und zu fundamentieren.

Pflichtmäßig war man als leitender Kommunalbeamter bestrebt, die Vorräte fortlaufend entsprechend dem Bedürfnisse, dem Volke zuzubringen.

Das wurde auch zufriedenstellend erreicht, solange man mit einiger Zuverlässigkeit versichern konnte, eine erhebliche Preiserhöhung sei mit der fortwährenden Jahreszeit nicht zu erwarten.

Man glaubte das behaupten zu können, bei den guten bestehenden Preisen und da man von genügenden Vorräten überzeugt war.

Aber es kam anders: Der Hafer wurde vor kurzem von 15 auf 18 Mark im Zentner erhöht und der Kartoffelpreis ist jetzt etwa das Doppelte des Herbstpreises.

Der allgemeinen Bemerkung, das bedeute eine Prämiierung der Drückereigerei, läßt sich nicht mit stichhaltigen Gründen begegnen.

Ebenso läßt sich die Behauptung der Kleinbauern nicht widerlegen, durch den erhöhten Kartoffelpreis seien die Großgrundbesitzer, die

Besitzer der großen Mieten, deren Inhalt im Frühjahr erst zum Markte komme, einseitig bevorzugt.

Die Regierung begründet in der offiziellen Schrift „Ernährung und Teuerung“ die Preiserhöhung damit, daß der Kartoffelpreis zuletzt in keinem Verhältnis zu den Futtermittelpreisen gestanden habe.

Man nehme mir dazu die Bemerkung nicht übel: Das heißt Beelzebub durch den Teufel austreiben wollen.

Dem einen Abel mußte man zu Leibe gehen, aber nicht das andere durfte man dazu häufen. Folgerichtig wäre dann auch eine Erhöhung der Getreidepreise gewesen, denn sie stehen erst recht in keinem Verhältnis zu den wilden Futtermittelpreisen und das ganze würde aber dann eine Schraube ohne Ende werden.

Die Begründung der Regierung gibt aber auch erst recht dem Gerüchte Raum. Die Preiserhöhung für Kartoffeln diene einseitig den Interessen der Großgrundbesitzer, denn diese haben, da sie in der Viehzucht nur untergeordnete Bedeutung haben, wenig Futtermittelbedarf, dagegen viele Kartoffeln zu verkaufen.

Nach der amtlichen Statistik der Viehhaltung werden nämlich z. B. in Betrieben von 5–20 Hektar Größe prozentual 75.5 Stück Rindvieh und in Betrieben von über 100 nur 33 Stück gehalten.

Also ist der regierungsseitig gedachte Ausgleich gar nicht erreicht und demnach ist grundlos eines der wichtigsten Volksnahrungsmittel noch mehr in die Teuerung gezogen.

Nicht hier erhöhen, sondern gegen die wilden Futtermittelpreise einschreiten mußte man.

Für wertloses Zeug zählt man heute immensen Preise und gerade diese Zustände haben sogar Leute loyalster Art zu den Verstößen gegen die bestehende Ordnung geführt.

Gründliche Ausräucherung hier ist nötig, um unseren Bauernleuten die für ihren Beruf gerade besonders nötige Arbeitsfreude zu erhalten, und bei der Gelegenheit vergesse man auch unsere großen landwirtschaftlichen Genossenschaften nicht, die auch nicht immer die reine Bauernfreude sind.

Auch ein Befehl gegen die Futtermittelfälschungen ist dringend notwendig. Will man nämlich heute Fälle der Fälschung kriminell erfassen, so muß man schon einen ganz erheblichen Vermögensvorteil beweisen und was versteht man heute noch unter normalem Geschäftsgewinn?

Soweit Reminiscenzen, deren Vortrag immer nur Wert hat, wenn sich daraus Besseres anbahnt.

Anschließend noch etwas Allgemeines zur heutigen Organisation. Es sind Mängel in der Kleinarbeit vorhanden und an den betr. Stellen muß die Besserung einsehen. Im Großen und Ganzen kann man sagen, im Fundament ist nicht gefehlt worden.

Das Ganze hat seinen Zweck erfüllt und volles Lob gebührt den leitenden Männern für ihre immense und schwierige Arbeit.

Und nun zur Besserung der Kleinarbeit:

1. Die Anbauflächen müssen an Ort und Stelle aufgrund der Flurkarten und Lagerbücher festgestellt werden, denn bei der vorjährigen Feststellung differierten die Angaben der Grundbesitzer ca. 20–25 Prozent nach unten gegen die Gesamtflächen.

Im laufenden Jahre wird sich daselbe zeigen. 2. Der Getreideertrag ist hinter dem Drusch (meist also an der Dreschmaschine) für jeden Einzelbesitzer zu ermitteln und zwar durch unparteiische, nicht ortsangehörige Leute. Es ist dazu ein Dreschwang mit Zeitordnung für den Einzelnen nötig.

Örtliche Kriegsgefangenen Wachkommandos oder Landsturmeinheiten in entsprechender Zahl schaffen die Arbeit leicht. 3. Der Kartoffelertrag ist nach der Anbaufläche und durch Stichproben aus den verschiedenen Qualitätsteilen der Bemarkung zu ermitteln. Der so erzielte Durchschnittsertrag ist den Erzeugern mit der daraus errechneten Gesamt-Erntemenge mitzuteilen.

(Sortierung siehe 4. Seite.)

Kartoffelversorgung.

In einem längeren Aufsatz über die Frage der Kartoffelversorgung führt der Präsident des Kriegsernährungsamtes, v. Baloch, u. a. aus: Zur einigermaßen ausreichenden Ernährung ist neben der allgemeinen, für Schwerarbeiter neuerdings erhöhten Ration eine Durchschnittsmenge von etwa einem Pfund Kartoffeln auf den Kopf und Tag notwendig. Von Mitte Juni ab geht der Kartoffelverbrauch im Frieden für 8 bis 10 Wochen regelmäßig zurück, denn der Vorrat an alten Kartoffeln ist dann meist ziemlich verbraucht, sie werden auch weniger haltbar und weniger schmackhaft und die neuen Kartoffeln sind dann noch nicht in genügender Zahl zu haben, um für die Massenversorgung auszureichen. Die Bevölkerung wendet sich im Frieden in dieser Kartoffelarmen Zeit mehr zum Verzehr von Hülsenfrüchten, Graupen und Erbsen und Teigwaren.

Die Knappheit an alten Kartoffeln ist auch in diesem Jahre eingetreten; da aber auch die genannten Ersatzmittel knapp sind, ist der Kartoffelbedarf in jetziger Zeit sehr viel höher als im Frieden. Daß die Sicherung reichlicherer Vorräte von alten Kartoffeln für den Juni und Juli in dem zu Ende gehenden Wirtschaftsjahr nicht zu erfolgen können, ist sehr bedauerlich. Für das nächste Jahr wird alles daran gesetzt werden, um solche Mängel zu vermeiden. Für dieses Mal gilt es nicht, rückblickend zu kritisieren, sondern alles zu tun, um dem Mangel entgegenzutreten.

Gleich nach Beginn der Arbeit des Kriegsernährungsamtes sind alle Anordnungen erfolgt, um alle noch vorhandenen alten Kartoffelbestände reiflos dem menschlichen Verbrauch in den Bedarfbezirken zuzuführen. Dabei mußte scharf in die landwirtschaftliche Erzeugung eingegriffen werden, trotz der dagegen bestehenden ernststen Bedenken. Die Verfüllung zum menschlichen Gebrauch geeigneter Kartoffeln an Pferde und Schweine wurde völlig verboten.

Durch diese Anordnung sind beträchtliche Kartoffelmengen für Städte und Industriebezirke frei geworden, aber nur in einzelnen Kreisen, die starken Kartoffelbau treiben, während in anderen Landbezirken mit weniger gutem Kartoffelboden Knappheit herrscht.

Alle verfügbaren alten Kartoffeln werden von der Reichskartoffelstelle nach einem vom Kriegsernährungsamt genehmigten sorgsam ausgearbeiteten Plan mit Schnellzügen an die Bedarfsorte geschickt. Es ist aber bei der Knappheit an Ware unvermeidlich, daß dabei Störungen eintreten, die eine zeitweilige Herabsetzung der Kartoffelration an dem einen oder anderen Ort auf unzureichende Mengen notwendig macht. Für diesen Fall hat das Kriegsernährungsamt angeordnet, der Bevölkerung als Ersatz für die fehlenden Kartoffeln eine vermehrte Ration an Getreide beizugeben, was durch die vorsichtige vorausschauende Verwaltung der Reichsgetreidestelle und durch die erfolgreiche Einfuhrfähigkeit der Getreideabteilung der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft zum Glück möglich ist.

Selbstredend bildet dieses Mehl oder Brot nur einen ganz unzureichenden Ersatz für zeitweilig fehlende Kartoffeln, deshalb muß die Beschaffung von Frühkartoffeln zum Ausgleich für die fehlenden alten Kartoffeln mit besonderem Nachdruck betrieben werden. Hier haben die Ereignisse der Reichskartoffelstelle leider nach zwei Richtungen einen unerfreulichen Strich durch die Rechnung gemacht. Holland, das stets auch im Frieden eine große Frühkartoffelausfuhr nach Westdeutschland hat, hat diese Ausfuhr, weil sich dort, wie mitgeteilt wird, auch zeitweilig Kartoffelknappheit gezeigt haben soll, vorübergehend gesperrt und das kalte Wetter hat die erwartete Entwicklung der in Deutschland in diesem Jahre in allen dazu geeigneten Gegenden in besonders großem Maße angehalten Frühkartoffeln wider Erwarten aufgehalten.

Solche Ereignisse kann die Reichskartoffelstelle auch bei sorgsamster Berechnung unmöglich voraussehen. Jede weitere Woche bringt darin Besserung, sie bringt immer größere Mengen von Frühkartoffeln zur Reife und in nicht allzu ferner Zeit wird die Kartoffelnot völlig beseitigt sein. Bis dahin gilt es, sich mit den Verhält-

nissen, so unerfreulich sie sind, so gut es geht, abzufinden und zugleich durch durchgreifende Beschlagnahme und richtige Verteilung der neuen Kartoffelernte dafür zu sorgen, daß im nächsten Frühjahr eine solche Knappheit unter allen Umständen auch bei Zusammenreffen aller möglichen ungünstigen Zufälle ausgeschlossen ist. Die neue Kartoffelernte steht so gut, daß dieses Ziel bei sorgfamer Vorbereitung aller nötigen Maßregeln unter allen Umständen erreicht werden muß.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Kämpfe um Fleury.

Auf die nach den Pariser Berichten von Parlament und Presse mit größter Spannung erwartete Entwicklung der Kämpfe um Fleury fehlt in der letzten Joffrenote jeder Hinweis. Auch die die Bevölkerung dringend zur Geduld mahnenden halbamtlichen Darstellungen verschweigen alle bisherigen Vorgänge. Die Joffrenote sagt, daß bis zum Abgang des Berichtes trotz der Rücknahme der französischen Mittelstellungen die Verbindungen mit den westlich und östlich des Thaumontabschnittes verbliebenen französischen Abteilungen erhalten werden konnten. Immerhin vermehrt die Sachkritik, daß zum erstenmal von französischer Seite der Höhenrücken „Kette Erde“ als in Mitleidenschaft gezogen bezeichnet wird.

Verdun „verminderter Wert“.

Trotz des gegenwärtig verminderten militärischen Wertes von Verdun, so heißt es in einer halbamtlichen französischen Note, sei die Verteidigung bestrebt, die deutschen Fortschritte einzudämmen, um für die Unternehmungen auf anderen Gebieten Zeit zu gewinnen.

Die „Bundesgenossen“.

Im Lazarett in Auteuil schlief sich ein senegalesischer Soldat mit einem langen englischen Messer bewaffnet in den Krankenstuhl, in dem fünf verwundete Franzosen schliefen, und ermordete zwei von ihnen. — Diese Untat gewinnt eine gewisse Bedeutung, da aus dem Verhöre des Senegalesen hervorgeht, daß sich die farbigen Franzosen über gemeine Beschimpfungen seitens ihrer weißen Kameraden ernstlich beklagten, und daß der Mörder sich für solche Beschimpfungen rächen wollte.

„Unzeitiges Friedensgerede.“

Die englischen Minister ziehen wieder einmal im Lande umher, um das Volk durch Reden aufzumuntern. Bei einer solchen Gelegenheit ermahnte der Unterrichtsminister Henderson (Arbeiterpartei) seine zahlreichen Zuhörer, vor unzeitigem Friedensgerede auf der Hut zu sein. Er sagte, daß Land und Völkern keinen übereilten Frieden, sondern einen, der sich auf Gerechtigkeit und Ehre aufbaue. Wir müssen uns so entscheiden wie möglich gegen einen erniedrigenden ruhmlosen Vergleich wehren. Das Ende des Krieges ist noch nicht in Sicht. Der Feind prahlt damit, daß England besiegt sei, aber dieses weiß besser, wie es ihm geht. Es hat auf dem Wasser den Feind besser als je in seinem Griff. (?)

Die italienischen Offiziersverluste.

Aus dem österreichischen Kriegspressequartier wird gemeldet: Einer Statistik über die Verluste der italienischen Armee an Offizieren bis 15. Juni ist zu entnehmen, daß im Verlauf der Kämpfe auf italienischer Seite 3354 Offiziere fielen, darunter 6 Generale, 186 Stabs-offiziere und 618 Hauptleute und Gleichgestellte. Die Zahl der verwundeten Offiziere erreicht mehr als das Dreifache. Der kleinere Teil dieser italienischen Offiziersverluste fällt in die Zeit der österreichischen Offensive, da in letzter Zeit die Verdrängung von Todesanzeigen in den italienischen Blättern eingeschränkt ist.

Das Ende der russischen Angriffe.

Seit dem ersten Jubel über das Vordringen Rußlands ist es, so meinen holländische Blätter, in der englischen Presse bedeutsam still geworden.

Die „Times“ machen ihrem gepreßten Herzen noch einmal Luft, indem sie betonen, daß die russische Offensive den Engländern nicht die geringste Erleichterung gebracht hat. Das Blatt sagt dann weiter: Die Deutschen haben seit Kriegsausbruch viele Pläne verfolgt, dabei aber, ganz gleich wie notwendig sie an anderen Fronten gebraucht wurden, nie eine Schwächung ihrer Westfront gestattet. Graf Bothmer hält die Stellung des österreichischen Zentrums an der Strypa und ehe diese hartnäckigen Kräfte nicht eingeschlossen oder geworfen werden, dürfen wir kein Fortschreiten erwarten. Weiter betont das Blatt die Kraft der durch die Deutschen verstärkten Österreicher und deutet an, wenn es das auch nicht ausdrücklich, daß die russische Offensive zu Ende ist.

Die Lage bei Czernowitz.

Seit der Räumung von Czernowitz ist es von dem großen „Siege“ der Russen auf dem Südsügel merkwürdig still geworden. Abgesehen von einigen phantastischen Zahlen von Gefangenen, welche die Russen gemacht haben wollen, haben sie nur sehr wenig Neues über die Kriegslage im Raume von Czernowitz gemeldet. Vor der russischen Offensive machte unsere Front hier eine kleine Abweichung nach Südosten an die russische Grenze.

Die Kriegslage bei Czernowitz wird jetzt durch die Richtung unserer neuen Front gekennzeichnet. Schon vor der Räumung von Czernowitz meldete der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht, daß die Russen mit ihrer Keiterei die Linie Horodenska—Sniatyn erreicht hätten. Diese im Nordwesten des Raumes sich hinziehende Frontstrecke verläuft von Norden nach Süden und zwar derartig, daß sie sich an die Linie bei Buczacz fast geradlinig anschließt. Horodenska liegt nämlich ziemlich genau südlich von Buczacz und Sniatyn nimmt die gleiche Lage zu Horodenska ein.

Nach der Befehls von Czernowitz sind die Russen über Czernowitz hinaus nach Westen vorgegangen und haben, wie der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht selbst am 21. Juni mitteilt, den Sereth südwestlich von Czernowitz überquert. Der Sereth macht hier bald nach der Quelle einen nach Norden gerichteten fast halbkreisförmigen Bogen, der sich Czernowitz nähert. Die Übergangsstelle ist im Raume der am Sereth gelegenen Stadt Sadowa, südwestlich Czernowitz, gewesen. Wir haben darum jetzt hier in dem in Betracht kommenden Frontstück des Südsügels eine Linie, die von Buczacz aus über Horodenska — westlich Sniatyn — westlich Czernowitz — Sereth geht, während sie vorher östlich bei Horodenska vorbeiging und die bereits aus diesem Kriege bekannte Stadt Kaleszyski im Rücken ließ.

Wir haben gehört, daß die Ablösung der 1. u. 2. Truppen vom Feinde ohne größere Verluste erfolgte, um vorbereitende Verteidigungsstellungen einzunehmen. Die Russen haben nach der Räumung von Czernowitz nicht mehr das gewaltige Ungestüm des Angriffes bewiesen, wie bei den Angriffen auf Czernowitz. Es scheint, als ob die ungeheuren Verluste, mit denen die Russen den Wüchgang der österreichisch-ungarischen Truppen bei Czernowitz erlitten, die russische Armee sehr beträchtlich geschwächt und zur weiteren unausgelegten Durchführung eines gleich starken Angriffes ungeeignet gemacht hat. Wir wissen, daß der Kampf um den Brückenkopf von Czernowitz mehrere Tage dauerte, da die österreichisch-ungarischen Mannschaften der überwältigenden Übermacht mit ungewöhnlicher Tapferkeit standhielten. Die Russen vermochten aber zur Erreichung dieses politischen Zweckes immer neue Reserven einzusetzen, jedoch ihnen schließlich die Befreiung von Czernowitz gelang.

Gleichzeitig aber hat dieses rücksichtslose Aufopfern der russischen Truppen in den Anstürmen gegen den Brückenkopf von Czernowitz eine gewaltige Schwächung der russischen Übermacht zur Folge gehabt, da nach russischen Berichten die Verluste vor Czernowitz sehr groß gewesen sein sollen. Wenn die feindliche Presse nun versucht, die Lage bei Czernowitz als sehr

ungünstig für die 1. und 2. Truppen darzustellen, so erkennt man aus diesem Überblick, wie falsch eine derartige Auffassung ist. Die geradlinige Front westlich Czernowitz ist dem Angreifer nicht förderlich, zumal die russischen Verluste einerseits und die österreichisch-ungarischen Gegenmaßnahmen andererseits das Kräfteverhältnis mehr ins Gleichgewicht gebracht haben dürften.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Generalfeldmarschall v. Bälou ist in Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Verleihung des Kreuzes der Großkomture des königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern zur Verfügung gestellt worden.

* Staatssekretär des Innern Dr. Helfferich erklärte sich in der Sitzung des parlamentarischen Beirats für Lebensmittelfragen für den langsame Abbau der Zentralisation des Handels mit Lebensmitteln. Dr. Helfferich führte dabei aus, daß mit der größten Gewissenhaftigkeit nachgeprüft werde, ob in einzelnen Geschäftszweigen eine stärkere Beteiligung des privaten Handels zulässig wäre. Er werde für einen Abbau der Zentralisation eintreten, sobald und wo immer dieser Abbau mit dem Allgemeininteresse verträglich sei.

* Der Verband der sozialdemokratischen Wahlvereine von Berlin hielt eine Generalversammlung ab, die mit einer völligen Niederlage der bisherigen Leitung endete. Nach längerer Aussprache, in der Mehrheit und Minderheit ihren Standpunkt mit schon öfter geltend gemachten Gründen vertraten, wurde an Stelle Ernst der Landtagsabgeordnete Adolf Hoffmann mit 307 gegen 67 Stimmen gewählt. In den Pariausschüssen wurden Alois Lutzburg und der Abgeordnete Stadthagen gewählt. Somit hat also die Minderheit den Sieg davongetragen.

Österreich-Ungarn.

* Das jüngst geschlossene österreichisch-rumänische Abkommen über gegenseitige Erleichterungen des Handelsverkehrs zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien legte nur die allgemeinen Grundzüge fest. Die Ausarbeitung der praktischen Einzelheiten blieb dem in Zukunft arbeitenden gemischten Ausschuss überlassen. Wie die Wiener „Neue freie Presse“ erzählt, hat der Ausschuss seine Arbeiten nunmehr abgeschlossen und der Handelsverkehr dürfte sich bereits vom 1. Juli ab auf den neuen Grundlagen abspielen.

Frankreich.

* Die Kammer hat nach kurzer Debatte mit 512 gegen 3 Stimmen die weiteren Kriegskredite angenommen. Die Sozialisten erklärten, alle Kriegskredite anzunehmen zu wollen, um den Sieg des Vaterlandes sicherzustellen.

England.

* An die Regierung wurde im Unterhause die unheime Frage gestellt, ob sie bekannt sei, daß nicht alle Überlebenden der Überzeugung hätten die „Camphire“ sei auf eine Mine gestoßen. Der Vertreter der Regierung blieb darauf die Antwort schuldig. Zum Schluß der langen Debatte wurde aus dem Hause eine Anfrage darüber angehängt, daß über den Untergang der „Camphire“ kein Kriegsgericht geurteilt habe.

Balkanstaaten.

* Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß sich der Viererband zunächst mit dem Ministerwechsel in Griechenland begnügen und nicht auf Neuwahlen drängen wird und zwar vielleicht schon deshalb, weil es höchst zweifelhaft ist, ob die Neuwahlen eine Mehrheit für Benizelos ergeben würden. Das neue Ministerium besteht fast ganz aus persönlichen Freunden von Jaimis. Auch jetzt liegt kein Anlaß vor, an der Fortsetzung der Neutralitätspolitik Griechenlands zu zweifeln. Im ganzen Lande herrscht Ruhe. Die Gerüchte von der Abreise König Konstantins aus Athen sind unbegründet.

Eine Lage.

8) Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.)

Abends, als im Dorfe bereits die Dämmerung brann, kamen Gort und Paul.

Es gab ein erschütterndes Wiedersehen. Namentlich Gort vermochte seine Fassung nur mit Mühe zu behaupten; Paul dagegen beherrschte sich schnell. Er gab Wanders und der Lehrerin die Hand und erzählte, daß das Telegramm ihn beinahe nicht mehr erreicht hätte. Er habe mit ein paar Kommissionen gerade einen Herbststummel durch den Odenwald machen wollen, aber er habe natürlich sofort abgelagt, und nun sei es ja wohl auch mit allem aus und vorbei.

Die beiden Brüder waren in der äußeren Erscheinung bis zur Unähnlichkeit verschieden. Gort war schlank und hochgewachsen und machte trotz seines kräftigen Blondbaars einen ungewöhnlich weichen und jugendlichen Eindruck. Er war ganz das Ebenbild des Vaters, eine verträumte, fast empfindende Natur, und Wanders mußte, als er den jungen Mann jetzt teilnahmsvoll ansah, eines Augenblickes gedenken, den der Kommernerrat einmal nicht ohne Bestimmtheit gelan: Der Junge sieht mir erschreckend ähnlich; er hat die paar Borstige, deren ich vielleicht mich rühmen darf, aber er besitzt auch alle meine Fehler und wolle Gott, daß ihm die weiche, empfängliche Seele nicht zum Verderben werde.

Ganz anders Paul. Der war unterseht und kräftig gebaut, das Urbild gesunder Kraft. Die

energisch geschnittenen Züge ließen ihn weit über seine Jahre hinaus gereift erscheinen, die grauen Augen blähten kühl und ein wenig überlegen in die Welt; eine nüchterne, aber darum nicht eigentlich unsympathische Alltagsnatur.

2.

Das Eichsfeld steht in einem recht schlechten Ruf. Nicht seiner Bewohner wegen, denn die sind brav und arbeitam — ein prächtiger Menschenschlag, in dem noch viel von dem Wesen der germanischen Urväter lebendig ist, der nur viel unter der Last des Lebens zu leiden hat. Aber landschaftlich gilt das Eichsfeld als öde über jeden Vergleich, darin geschieht ihm unrecht. Das Eichsfeld ist schön mit seinen Höhen und Tälern, seinen herrlichen Wäldern, seinen idyllisch in Waldgrün eingebetteten Dörfern und seinen Ruinen — den verträumten Zeugen einer verschwundenen Zeit, die auch der Eichsfelder sehnsüchtig als die „gute, alte“ bezeichnet.

Das Land ist schön, aber es ist arm. Zwar im Unterereichsfeld trägt der Boden reiche Frucht, und die „goldene Saat“ nimmt es mit der „goldenen Aue“ und so mancher anderen als besonders fruchtbar gerühmten Gegenden Deutschlands auf. Das Hochplateau des Oberereichsfeldes dagegen bringt farge Ernten. Hier ist die eichsfeldische Industrie zu Hause, von hier aus ziehen alljährlich Tausende hinaus, die ihre Kraft in der Heimat nicht ausreichend verwerten können und in der Fremde Arbeit und Lohn suchen müssen.

Besonders schön gelogen, leider aber auch

besonders arm sind die Weberdörfer im südlichen Eichsfeld. Sieht man von einer der Höhen hinab in die vielgestaltigen Täler, dann muten die aus dem Buchengrün hervorlugenden Häuschen ungemein freundlich an. Und doch wohnt drinnen das Elend in seiner bittersten Gestalt. Was je von der Not der schlechten Weber der Welt durch Dichtern und Verklärt wurde, das findet hier ein Seitenstück, in dem die Schatten nur noch tiefer erscheinen. Hier sitzt der arme Handwerker lebenslang am Webstuhl und webt und webt, bis die Glieder nicht mehr treten können und die Augen ihm brechen. Die alten Webstühle haben vielen Generationen gedient und sind unlässig auf die Gegenwart gekommen; aus besonderer Fürsorge stellt die Regierung hier und dort einmal einen neuen Webstuhl auf für einen alten, der ganz unbrauchbar geworden — die Menge der Weber aber muß an den veralteten Stühlen Zeit und Kraft verschwenden, ohne daß die Arbeit ihnen und den Ihren auch eine nur halbwegs menschenwürdige Existenz schaffen könnte.

Nach Hainberg, einem der größten dieser Dörfer, war vor Jahr und Tag Herr Bornemann gekommen. Sein Vater war einstmals Lehrer im Dorfe gewesen, er selbst hatte seine trübe Jugend hier inmitten des Elends der Weberbevölkerung verbracht und er entsann sich ihrer, nachdem er zu Vermögen gekommen war.

Am Waldbrand, ein wenig abseits vom Dorfe, wurde eine Fabrik gebaut. Bornemann wollte das Holz der Wälder zu Gebrauchsgegenständen verarbeiten und der armen Bevölkerung besseren Verdienst bieten. Vor allem

aber sollten die Leute heraus aus den engen, dumpfen Stuben, sie sollten in hellen, luftigen Räumen arbeiten und bei der Arbeit wieder gesund und fröhlich werden. Damit recht viele beschäftigt werden konnten, wurden nur die unentbehrlichsten Maschinen angeschafft; tüchtige Meister brachten den Leuten bald die nötigen Fertigkeiten bei, und nach einem Jahre schon hatte sich der Wohlstand im Dorfe merklich gehoben. Die alten Webstühle, die nun entbehrlich waren, wurden verbrannt, die besseren verkauft. Nur ganz vereinzelt klapperte der Webstuhl weiter; daran saßen dann alle gebrechlichen Leuten, die zu anderen Partierungen nicht mehr taugten und nach wie vor in der elenden wohnen Tätigkeit den letzten Rest ihrer Kraft in Arbeit und Lohn umwachten.

Der Segen, der von der Fabrik ausging, floss dem Dorfe ein volles Jahrzehnt zu, und kein Mensch hatte geahnt, daß der Schöpfer des ganzen Wertes sich in dem Maße veränderte, indes die Lebenshaltung in den Häusern des Dorfes sich besserte. Um so furchtbarer wirkte nun aber die Katastrophe, und die Leute vermochten das Entsetzen nicht abzuschütteln, daß der Tod Bornemanns nachgerufen.

Gort und Paul hatten sich nach dem Abendessen mit dem Lehrer in dessen Zimmer zurückgezogen, um die Lage einmal durchzusprechen. Inge hatte sich ungern bewegen lassen, zwischen der Lehrerin Gesellschaft zu leisten.

Nun saßen Paul und Wanders sich an den großen, mit Büchern überdeckten Tischen gegenüber, während Gort in nervöser Unruhe auf und abging.

Anarchie der Uhren.

Die Sommerzeit in Frankreich.

Am 15. Juni ist in Frankreich die Sommerzeit eingeführt worden, und die dabei notwendige Umstellung der Uhren gibt einem Mitarbeiter des Journal des Débats Gelegenheit, eine Reform des gesamten öffentlichen Zeitwesens einzuführen. Die Unpünktlichkeit der Pariser Uhren spottet nämlich jeder Beschreibung:

In der Welt der Uhren herrscht bei uns eine Willkür und Unordnung, die nicht von heute und nicht von gestern stammt, die aber seit Beginn des Krieges alle Grenzen überschreitet. Jede Uhr zeigt ihre Stunde, die nicht dieselbe ist wie die der Nachbarn; gleichgültig gegen die Sonnenbahn, taub gegen alle Bestimmungen des Staates, ohne Rücksicht auf die Astronomen und ohne Achtung vor den Gesetzgebern, hat jede Uhr die Zeit, die ihr gerade paßt und wird sich auch um die neue Sommerzeit nicht kümmern. Wenn die Taschenuhr des Bräutigams oder die Wanduhr einer Bürgerwohnung eine falsche Zeit angibt, so ist es eine Angelegenheit, die nur ihren Besitzer angeht. Mag er die Nacht zum Tage machen, mag er die Aufstiegszeit um zwei Stunden verschlafen oder um vier Stunden zu spät ins Geschäft kommen, es ist kein persönlicher Schaden oder Nutzen. Aber eine öffentliche Uhr, deren Aufgabe es ist, der Allgemeinheit zu dienen, darf nicht unaufhörlich schreien und irreführen, Tag um Tag mit der gleichen hartnäckigen und unverbesserlichen Widerspenstigkeit.

Eine solche Unordnung kann man nicht dulden, und doch ist diese Unordnung allgemein. Nehmen Sie vielleicht in der Nähe eines Ministeriums? Die Uhren der verschiedenen Regierungsgebäude schlagen alle zu verschiedenen Zeiten; sie stimmen untereinander nicht überein und nicht mit den Uhren des benachbarten Ministeriums. Da sich in der Nähe noch zwei Kirchen und fünf oder sechs Klöster befinden, so vervielfacht sich der Stundenirrtum jedesmal wie durch ein Wunder, und wenn es Mitternacht schlägt, dann hallen die Töne langsam durch die schweigende Dunkelheit mindestens bis um 1 Uhr morgens.

Der Weg zum Bahnhof, wenn man fortfahren will, wird in diesen schlimmen Zeiten, in denen man weder auf die Untergrundbahn, noch auf den Omnibus zählen kann, in denen eine Tropfte wie ein unsichtbares Wunder erscheint, ein wahrer Martirergang. In höchster Spannung wartet man auf alle Uhren, an denen man vorbeikommt. Die Uhr einer Zeitungsstube gewährt die noch eine Viertelstunde Zeit; das geht; wenn du etwas schneller gehst, wirst du gerade noch zurecht kommen. Die zweite Uhr, die einer Schule, gibt dir gar noch 20 Minuten; du kannst also langsamer gehen. Die dritte, eine Normaluhr (welch ein Hohn!) läßt dir 5 Minuten Zeit. Du bleibst aufatmend einen Augenblick vor einem hübschen Schaufenster stehen. Die vierte Uhr steht; das kann dich nicht weiter beunruhigen; aber dort die fünfte zeigt den Abgang des Zuges in 10 Minuten, wobei du einen Dauerlauf anschlägst, und wenn du in Schweiß gebadet ankommst, verläßt dich die Bahnhofsuhr, daß der Zug eben abgefahren ist.

Möge die Sommerzeit uns an den öffentlichen Uhren endlich auch einmal die richtige Zeit bringen!

Volkswirtschaftliches.

Beschlagnahme der Schaffsur. Wie halbamtlich verlautet, wird demnächst eine neue Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme und Verbandshebung der deutschen Schaffsur und des Wolleges bei den deutschen Gerbereien erlassen werden, die an Stelle der alten Beschlagnahme-Bekanntmachung der deutschen Schaffsur treten wird. Nach den neuen Anordnungen wird die Einlieferung der Wolle zum Wollschleichen nur noch bei fünf Wollschleichen statthaft sein. Die Mengen Wolle, die nicht innerhalb zwölf Wochen nach dem Scheren oder Schlachten zum Wollschleichen eingeliefert oder nicht innerhalb zehn Wochen nach ihrer Einlieferung an die Kriegswirtschafts-Gesellschaft veräußert sind, sollen

enteignet werden. Zu diesem Zwecke wird eine Meldepflicht eingeführt.

Lebensmittelverteilung in Hessen. Mit sofortiger Wirkung sind für das gesamte Großherzogtum Hessen Höchstpreise für Obst und zwar für Erzeuger und für Händler festgesetzt worden, die gegenüber den bisherigen Steigerungen eine Verbilligung um 40 bis 60 % darstellen. Die Preise nähern sich denen des Großherzogtums Baden. Außerdem mit den Höchstpreisen ist ein Ausfuhrverbot nach außerhessischen Orten, von dem Ausnahmen zugelassen sind.

Lehrende Waldarbeit. In den dicht bewaldeten Gegenden an der Mosel, auf dem Hundsrück, in der Eifel und im Luxemburgischen wird jetzt das „Lohschleichen“ oder „Lohschleichen“ in großem Umfang und mit reichem Fleiß betrieben. Schon frühzeitig ziehen die Leute, oft ganze Familien mit den kleinen und kleinsten Kindern, hinaus in den Wald, wo geschält werden soll. Jeder erhält sein bestimmtes Schleichgebiet. Die kleinen Eichenstämme, die für diese Zwecke besonders angepflanzt sind, werden über der Wurzel abgehackt, dann wird der Stamm mit einem gekrümmten Messer abgeholt. Die Arbeit erfordert eine sichere Hand und Übung. Gewandte Lohschläger verdienen gut ihre 8 Mark den Tag. Auch die Frauen und Kinder helfen tüchtig dabei, da die Arbeit nicht anstrengend ist. Vielfach nehmen auch die Dorfgemeinden jetzt russische Kriegsgefangene zum Lohschleichen an, um sich selbst ihren landwirtschaftlichen Arbeiten widmen zu können.

Von Nah und fern.

Kaiser Wilhelm und die Mutter von 8 Kriegern. Die Witwe Wilhelmine Winkelmann in Wagenfeld, Kreis Diepholz, hatte dem Kaiser eine Photographie gesandt, die sie im Kreise ihrer acht unter der Fahne stehenden Söhne zeigte. Der Kaiser schickte ihr sein Bild mit der eigenhändigen Unterschrift: „Der Mutter von acht tapferen Vaterlandsverteidigern. Wilhelm I. R.“

Keine Post nach Griechenland. Zurzeit bietet sich keine Möglichkeit, einen Postaustausch mit Griechenland sicherzustellen. Daher können auch die bisher nach den von den feindlichen Mächten nicht besetzten Gebieten Griechenlands noch zugelassenen gewöhnlichen Briefe, Postkarten und politischen Zeitungen nicht mehr befördert werden. Die Postanstalten sind angewiesen worden, Sendungen nach Griechenland nicht mehr anzunehmen.

Freiherr v. d. Goltz in Konstantinopel beigesetzt. Auf dem Kriegsriedhof in Konstantinopel fand die Beisetzung des Generalfeldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz unter Entfaltung großen militärischen Gepräuges und unter allgemeiner Teilnahme der Armee, der Flotte, der Regierungskreise und der Bevölkerung von Konstantinopel statt. U. a. hielt der türkische Kriegsminister eine Ansprache, in der er „der Verdienste des großen Lehrers der osmanischen Armee“ gedachte. Freiherr v. d. Goltz ruht in der Nähe des Volksheldenmalls neben dem Grabe des Vorkämpfers Freiherrn von Wangenheim und des Militärschicks von Leipzig und in unmittelbarer Nähe der Gräber von Offizieren und Mannschaften des Mittelmeergebietes, die in den Kämpfen im Schwarzen Meer gefallen sind.

Der Erzbischof von Köln zur Volksernährungsfrage. Der kirchliche Anzeiger der Erzdiözese Köln veröffentlicht eine Bekanntmachung, worin seitens des erzbischöflichen Generalvikariats darauf hingewiesen wird, daß, während die ländliche Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensmitteln, wie Fleisch, Fett, Milch, Butter, Eier, reichlich versehen ist, die Bewohner der Großstädte und industriellen Landbezirke sie zeitweise ganz entbehren oder sich die größte Einschränkung auferlegen müssen. Die Geistlichkeit wird aufgefordert, durch zweckentsprechende Belehrungen und Ermahnungen in Versammlungen und auf der Kanzel auf freiwillige Einschränkung des Fleischgenusses und freiwillige Ablieferung der nicht notwendigen Vorräte an Fleischwaren auf dem Lande zugunsten der städtischen und industriellen Bevölkerung hinzuwirken.

651 Personen unter Auflage. In Köln wurde im Mai gegen 651 Personen ein Strafverfahren eingeleitet, die sich u. a. gegen

die Vorschriften durch Naderungen im Brotbuche, ferner gegen Verordnungen über Preistreibeerei und Abgabeverweigerung vergangen haben.

Viehkaufverband in Stuttgart. Die Inhaber der Schlächterbetriebe Stuttgarts sind durch städtische Verfügung zu einem Viehkaufverbande vereinigt worden. Ihm liegt die Beschaffung von Schlachtvieh jeder Art, insbesondere durch den Württembergischen Viehhandelsverband ob.

Unfall im französischen Russenlager. Während Übungen mit Handgranaten im Lager von Mailly ereignete sich ein Unfall, bei dem ein russischer Leutnant tödlich, drei russische Soldaten schwer verletzt wurden.



Dr. Heinrich Hansjakob †.

In seiner Vaterstadt Haslach im Schwarzwald ist im Alter von 79 Jahren der bekannte, baskische Volkschriftsteller, Stadtpfarrer Dr. Heinrich Hansjakob gestorben. Dr. Hansjakob begann seine literarische Laufbahn im Jahre 1867 mit einer Schrift: „Die Grafen von Freiburg“, und ließ nun Buch auf Buch folgen, so daß er bald auch als Erzähler einen geachteten Namen bekam. Die meisten seiner Werke spielen im baskischen Schwarzwald; er besaß ein hartes Heimatgefühl und ein feines Verständnis für die Freuden und Leiden seiner Landsleute. Alle Schriften Hansjakobs erlebten mehrere Auflagen; sein Buch, das am meisten Leser fand, betitelt sich: „Aus meiner Jugendzeit.“ Auch seine Reden und Ansprachen in der Heimat sind sehr geschätzt. Dr. Hansjakob war in seinem engeren Heimatland Baden und insbesondere im Freiburgischen eine volkstümliche, von hoch und niedrig gleich geschätzte Persönlichkeit.

Zuckernot in Frankreich. Nach dem Pariser „Petit Journal“ herrscht in gewissen Departements Frankreichs immer noch eine Zuckerkrise, die ernstesten Umfang angenommen hat. Die Großkaufleute sind außerstande, Vorräte zu erhalten. Auch in den Gegenden, die selbst Zucker erzeugen, nimmt der Mangel bedenklich zu. Bei Kleinbäckern ist selbst für 1,60 Franken für das Kilo kein Zucker mehr erhältlich.

Unwetterkatastrophen und Weinbergverheerungen in Frankreich. Laut Petit Parisien“ beläuft sich der durch die letzten Unwetter angerichtete Schaden in der Auvergne auf mehrere Millionen. Der Hagel habe alles vernichtet. In Massettes habe ein Erdbeben stattgefunden. Im Aanton Besse seien fast alle Verbindungen abgeschnitten. Auf verschiedenen Plätzen sei der Verkehr unmöglich. Zwischen Besse und Chanteloup haben die angeschwollenen Ströme mehrere Brücken weggerissen.

Große Hafenanlagen in Dänemark. In der Nähe von Hirtshals wird ein großer Fischereihafen angelegt werden, für dessen Errichtung 11½ Millionen Kronen bewilligt wurden. Weitere Hafenanlagen im Werte von 5 Millionen Kronen werden bei Løkken und bei Ringhøjding zur Ausführung gelangen.

Gerichtshalle.

Berlin. Schwere Urkundenfälschung bei der Ausübung dreier Heiratsbureauen führte den

Rechner Hermann Hartmann vor das Schwurgericht. Der Angeklagte hatte sich bei seinen Heiratsbureauen als Kriminalbeamter ausgegeben und mit einer mit „von Jagow“ unterzeichneten gefälschten Legitimation operiert. Das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis.

Leipzig. Die Gebrüder Paul und Bruno Kiefert, die ein Fischwarengeschäft betreiben, wurden wegen Verkaufes verfälschter Nahrungsmittel vom hiesigen Schöffengericht zu je 150 M. Geldstrafe verurteilt, während eine Schwester der Angeklagten, die Fischwarenhändlerin Frau Hedwig Kuhl, wegen fahrlässigen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz mit 25 M. Geldstrafe belegt wurde. Es handelt sich um den Salat „Grexella“, den die Angeklagten aus Berlin bezogen und als „schwedischen Salat“ für 1 bis zu 1,40 M. das Pfund an ihre Kunden verkauft hatten. Die Untersuchung durch den Direktor der chemischen Untersuchungsanstalt ergab, daß der Salat, den die Angeklagten mit 70 Pfg. bis 1 M. das Pfund eingelauft hatten, zu 75 % aus Kartoffeln und nur zu 5 % aus Serrissen bestand. Die übrigen Bestandteile des Salats waren Gurke, Zwiebeln und Öl. Der wirkliche Wert des Salats betrug höchstens 50 Pfg. für das Pfund.

Gallieni-Anekdoten.

Von einem Liebling Frankreichs.

Anlässlich des Ablebens des Pariser Stadtkommandanten und Kriegsministers General Gallieni erzählt jetzt einer seiner Ordennanz-Offiziere im „Gaulois“ eine Reihe charakteristischer Anekdoten aus dem Leben des Generals, der zu Frankreichs hervorragendsten Männern gehörte: Berühmt war die Langmut Gallienis, die ihn immer in gleichmäßiger Laune erhielt und selbst bei Gelegenheiten, die andere in Zorn gebracht hätten, seine unerschütterliche Ruhe und gleichmäßige Liebenswürdigkeit bewahren ließ.

Als er noch Gouverneur von Madagaskar war, beging einer der ihm untergebenen Beamten das Versehen, ihm an Stelle eines von der Kolonialregierung eingeforderten amtlichen Rapports einen Privatbrief zu senden, der eine Menge nichts weniger als liebenswürdiger Bemerkungen über die Persönlichkeit Gallienis enthielt. Am nächsten Tage ließ Gallieni den Beamten zum Frühstück zu sich laden, und er behandelte ihn mit so bestechender Gafffreundlichkeit, daß der verwirrte Abklärer vor Aufregungen der Dankbarkeit und des Entzückens überlief. Am Ende der Mahlzeit übergab Gallieni seinem Gast das verhängnisvolle Schreiben mit den Worten: „Hier ein Rapport, den Sie mir irrtümlich zuleiteten und für dessen Inhalt mir jedes Urteilsvermögen mangelt.“

Unter den Soldaten war Gallieni darum besonders beliebt, weil er sie, wenn die Gelegenheit es gestattete, völlig als Kameraden zu behandeln suchte. Als Gallieni bei einer Parade einem Soldaten persönlich das Militärkreuz an die Brust heftete und ihm die Hand drückte, gewahrte er, daß der von der Stimmung des Augenblicks überwältigte Krieger in Tränen ausbrechen drohte. Um dies zu verhindern, beugte sich der alte General vor und flüsterte dem Soldaten ins Ohr: „Schnell, umarme mich, und denke dir, ich wäre ein hübsches junges Mädchen.“

Bezeichnend für die Leichtfertigkeit, mit der schon zu Beginn des Krieges in Frankreich die verschiedensten Nachrichten aus dem Felde frei erfunden und in die Öffentlichkeit verbreitet wurden, ist das folgende Geschehnis: Im August 1914, während die Deutschen in unaußersichtlichem Vormarsch durch Belgien in Frankreich eindringen, nahm Gallieni mit zwei Freunden und seinem Adjutanten eine Mahlzeit in einem Pariser Restaurant ein. Da Gallieni und seine Begleiter in Zivil gekleidet waren, fielen sie nicht weiter auf, jedoch die Leute an den Nebentischen mit lauter Stimme ihre Gespräche über den Krieg fortsetzten. Plötzlich kam ein neuer Gast heran, der schon von weitem laut rief: „Woh! Ihr schon das Neueste: wir haben den Deutschen das Elsass entrissen. Soeben ist General Gallieni mit 60 000 Mann in Kolmar eingezogen!“

„So macht man heutzutage Geschichte!“ sagte Gallieni mit halblauter Stimme, und sein Mund verzog sich zu einem bitteren, traurigen Lächeln.

Paul kam ohne viel Umschweife auf den Kern der Sache.

„Nun sagen Sie uns bloß, Herr Lehrer, wie das alles geschehen konnte — der Bankrott und das andere, das Fürchterliche! So was kommt doch nicht plötzlich, das findet sich doch an! Mich trifft das Unglück jedenfalls ganz unvorbereitet, denn ich habe auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, daß hier etwas nicht in Ordnung sein könnte. Neulich — na, es sind ja nun wohl vier Wochen jetzt, da hat“ ich in den Anzeigen an Papa — Sie können sich ja denken, was es war. — Pech hat schließlich aber mal. Na, und ich sage Ihnen, Papa hat prompt reagiert, aber prompt, sag’ Ihnen — und ohne Moralpause, vor der mir doch ‘n Wögen bange war. Also kommt’ ich doch auch nicht annähernd auf den Gedanken kommen, daß hier die Sachen so faul seien, und ich war ziemlich gerührt, faktisch! Aber es war doch auch ein wohliges Gefühl dabei: er nimmt’s ja aus dem Vollen, das’ ich mir. Und dann sah ich den guten Papa vor mir, lächelnd und unbefangenen in seiner Gutmutigkeit.“

Vorher unterbrach seine Wanderung durch das Zimmer.

„Paul, ich bitte dich —!“ rief er gequält.

Paul zog die Augenbrauen hoch, während

er ihm bemähte, dem Bruder im Halbdunkel

des Zimmers ins Gesicht zu sehen.

„Aber erlaube mal — was willst du mir?

Ich Papa aufrichtig betrüben, das be-

trübt dich doch hoffentlich nicht. Aber —

und nun wachte er sich an den

Worten, als wolle er dessen Unterstützung an-

rufen — aber schließlich kann mir’s doch auch kein Mensch verdenken, wenn ich bei allem Schmerz die Situation recht unangenehm empfinde, in die wir da versetzt worden sind. Und dann: es hat doch mit der Trauer gar nichts zu tun, wenn ich vor allem einmal klar sehen will.“

Manders fühlte sich gleichfalls durch die Geschäftlichkeit Pauls, die ihm trocken und pietätlos schien, unangenehm berührt und er antwortete nicht. Er fühlte tief im Herzen mit, was dort litt, und es lag ihm vor allem einmal daran, diesen zu beruhigen.

„So stand er auf und ging fort, nach. Kommen Sie“, bat er herzlich, „sehen Sie sich zu uns. Ich verstehe, daß Sie das Schwerkste erst einmal im Herzen verwinden müssen und daß Sie nicht nachhakenen Erwägungen Raum geben wollen, solange die dumpfe Wucht des ersten Schmerzes Ihnen die Seele füllt. Aber gerade darum bin ich gekommen Sie und lassen Sie mich berichten. Vielleicht kann ich Ihnen den Vater wiedergeben — Ihrem Herzen wenigstens, wenn Sie alle die Gründe kennen, die dieses Ende herbeigeführt haben.“

Er schlang einen Arm um die Schultern des jungen Arztes und so schritten sie zum Tisch hin. Dort saß schwer auf einen Stuhl hin und ließ aufstöhnend den Kopf vornüber in die Hände sinken.

„Wie das letzte geschah“, begann Manders betregt, das weiß nur Gott allein. Ich habe vergebens nach Briefen für Sie — für mich oder irgendwen sonst gesucht. Ich dachte so:

er war peinlich rechtlich und misfälschend im Leben wie kein anderer; da muß er doch auch das Bedürfnis empfunden haben, ein Wort im Schreiben zu sagen und seine letzte Tat wenigstens denen zu erklären, die ihn liebten oder sonst ihm nahe standen. Aber noch einmal: ich fand nichts! Auf dem Schreibtisch lag alles wie sonst — etwas mehr Unordnung vielleicht, im übrigen aber ganz wie sonst. Ein unfertiger Brief an den Konfursverwalter oben auf, den ich gelesen habe in der Hoffnung, etwas Aufklärendes darin zu finden; quer über dem Papier die Feder und darunter ein Messer; der Brief ist unklar, durchstrichene Worte in jeder Zeile, Verbesserungen darüber, die wieder durchstrichen waren — ein Beweis dafür, wie schwer Ihrem Vater das Schreiben wurde, welche Seelenkämpfe er litt in dem Bestreben, sich zu offenbaren. — Dann muß das Ende plötzlich gekommen sein, als er, von tausend Qualen gequält, über der fruchtlosen Arbeit lag. Ich habe die Empfindung, daß er noch gar nicht daran dachte, sich ein Leid anzutun, als er mit diesem Brief beschäftigt war — er würde sonst unbedingt seinen Kindern zuerst ein Wort gesagt haben; ich meine vielmehr, daß er aus einem augenblicklichen Impuls heraus handelte und daß sich der erste Gedanke an die Tat und die Ausführung der Tat selbst nur in ein paar kurze Minuten zusammenbrängen.“

Horst schloß auf. „Vater — lieber, armer Vater!“

Paul hatte lebhaft interessiert zugehört, und nun stand er auf.

„Ungefahr so hab’ ich mir die Sache aus-

gedacht. Wäre Papa bei klaren Sinnen ge-

wesen, dann würde er doch entschieden auch

darin gedacht haben, wie sein Tod auf uns

wirkt, welche Folgen das ganze Unglück not-

wendig für uns haben mußte. Aber um so we-

niger kann ich mir nun den Bankrott erklären.

Papa war doch reich — sehr reich sogar, als

er von Frankfurt da herauf zog; er hat uns feil-

her und, wie ich schon sagte, fast bis auf die

letzte Stunde in dem Glauben gelassen, daß wir

Söhne eines reichen Mannes seien —

„Vielleicht“, warf Manders ein, „weil er bis zum letzten Augenblick hoffte, das Unglück doch noch aufhalten und Ihnen die Sorge um seine und Ihre Existenz erparen zu können.“

„Mag sein, aber damit wird doch noch nicht geklärt, warum es überhaupt dahin kommen mußte, daß schließlich alles von der Freundschaft anderer abhing. Was zwang Papa, die Sache hier bis zum Äußersten zu halten? Ich weiß, er hat seine Landsleute lieb gehabt und er hat ihnen helfen wollen. In ja ganz schön; aber dabei mußte er doch wissen, wann er zwischen der Liebe zu seinen Landsleuten und der Liebe zu seinen Kindern zu wählen hatte.“

Dort sprang auf.

„Paul!“

Paul lächelte überlegen.

„Aber ich begreife wirklich nicht, warum du dich über mich ereigst. Ich hab’s immer so gehalten: allen Dingen zunächst einmal ins Gesicht sehen, damit man nicht gar zu sehr über-

rumpelt wird — das Gefühl kann dann doch immer noch auf seine Rechnung kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Den Betreffenden ist dagegen eine Widerspruchsfrist zu gewähren, bei deren Inanspruchnahme dann genaue Messung der Bestände am Ende der Gesamternte, im Keller pp. zu erfolgen hätte.

4. Der Kartoffelerwerb ist zu organisieren, ähnlich wie das jetzt bei dem Getreideversand der Fall ist.

In der Hauptsache soll das abzugebende Quantum alsbald nach der Ernte, oder im Frühjahr nach der Saat abgenommen werden, im Interesse der Verkäufer und im Interesse der Erhaltung der Qualität der Kartoffeln.

5. Die Verfütterungsmengen sind unter voller Ausnutzung des Ertrages von Körnern und Kartoffeln, allerdings unter Wahrung einer entsprechenden Reserve, weitestgehend zu bestimmen und den Verhältnissen der einzelnen Landestheile anzupassen.

Rufen wir demnach diese Richtlinien, dann dürfen wir wohl sicher sein, daß die bemerkten Hauptschwächen sich nicht wiederholen werden, zum Besten der Beteiligten und besonders zum Besten unseres siegreichen Vaterlandes.

Videant consules!

Ämtliche Nachrichten. Fleischverkauf.

Den Fleischverkauf für die 1. Woche haben die Geschäfte Johann Schütz u. Philipp Schütz abgegeben werden pro Kopf 100 gr. Fleisch oder Wurst mit der Maßgabe, daß die Mindestabgabe $\frac{1}{2}$ Pfd. und die Meistabgabe $\frac{1}{2}$ Pfd. beträgt.

Vorm. von 8 Uhr bis 6 Uhr Nachm. erfolgt Abgabe an die Einwohner von Camberg und Dombach.

Camberg, den 28. Juni 1916.
Der Bürgermeister:
Pipberger.

Städtischer Verkauf von Teigwaren

(Gemüse- und Suppen-Mädeln)
im Rathaus am Freitag, den 30. d. M., Nachm. von 2-6 Uhr und zwar von 2-4 Uhr für die Brotliste Nr. 1-300, von 4-6 Uhr für die übrigen Nummern.

Ausgangsware pro Pfund 70 Pfennig.
Wasserware 48
Abgabe $\frac{1}{4}$ Pfund pro Kopf, Mindestabgabe dabei jedoch $\frac{1}{2}$ Pfund.

Der Kreisausschuß hat neben den festgesetzten Höchstpreisen für Schweinefleisch (1,90 Mark für Fleisch mit eingewachsenen Knochen - Kreisblatt Nr. 117 -) auch noch für Rindfleisch 2,30 Mark nur für Kalbfleisch 1,80 Mark per Pfd. als Höchstpreise festgesetzt. Mehrforderungen sind strafbar und wollen mir in jedem Falle angezeigt werden.

Camberg, den 28. Juni 1916.
Der Bürgermeister:
Pipberger.

Die Anfuhr des Brennholzes

für die Stadt soll am Freitag, den 30. d. Mts., Vorm. 11 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Rathaus dahier vergeben werden.

Camberg, den 27. Juni 1916.
Der Magistrat:
Pipberger.

Holländer Käse

eingetroffen.

Abgabe in $\frac{1}{2}$ Pfund Packung.
Franz Wenz, Camberg.

Zur gefälligen Beachtung!

Die Main-Kraftwerke kommen den Hausbesitzern und Mietern dadurch entgegen, daß sie denselben, welche sich jetzt schon zur Installation einer Lichtanlage entschließen, in den Ortschaften welche schon mit Strom versorgt sind, den Lichtstrom bis zum 1. Okt. d. J. unentgeltlich liefern.

Die Anmeldungen zu den Neuanlagen können auch von dem Unterzeichneten Installateur übermittelt werden und empfehlend selber in

Ausführung von elektr. Licht- und Kraftanlagen.

Kostenanschläge hierüber werden von mir unentgeltlich ausgeführt.

Ferner empfehle ich mein reichhaltiges Lager in elektrischen Beleuchtungskörpern und in allen Typen als gute Qualität bekannte Osram-Metallstrahl u. Halbwatt-Lampen.

Josef Birkenbühl,

Installationsgeschäft,
Camberg, Strackgasse 9.

Bis Freitag, den 30. ds. Mts., Nachm. 6 Uhr, nehme ich Bestellungen von nachstehenden Futtermitteln entgegen:

Erbsenmehl	zu 26,20 Mk. mit Sach pro Ztr.
Erbsenkleie	8,20
Gerstefuttermehl	23,20
Leinkuchen	26,20
Palmenmehl	20,20
Sesamkuchen	25,20
Rapskuchen	25,20
Futterzucker	17,20
Biertraber	26,20
holl. Schnitzel	26,20
hies. Schnitzel	15,20

Camberg, den 27. Juni 1916.
Der Bürgermeister:
Pipberger.

Anmeldungen für Kriegsgefangene zur Ernte bis 1. h. Mts., an mich zu richten. Ich bemerke jedoch dabei, daß bei dem bestehenden Mangel an geeigneten Arbeitskräften, nur die dringendsten Fälle berücksichtigt werden können.

Camberg, den 28. Juni 1916.
Der Bürgermeister:
Pipberger.

Ämtliche Tagesberichte.

W. I. B. Großes Hauptquartier, 27. Juni.
Westlicher Kriegsschauplatz.

An der englischen und dem Nordflügel der französischen Front ist es mehrfach zu Patrouillengefechten gekommen. Zahlreiche Gas- und Rauchwolken strichen zu uns herüber; sie schädigten die deutschen Truppen nicht und schlugen teilweise in die feindlichen Gräben zurück. Das gegnerische Feuer richtete sich mit besonderer Heftigkeit gegen unsere Stellungen beiderseits der Somme. Durch die Beschießung von Nestle durch die Franzosen sind 23 ihrer Landsleute getötet oder verwundet worden. Rechts der Maas blieben französische Angriffe nordwestlich und westlich des Panzerwerkes Thiaumont, sowie südwestlich der Feste Vauz ergebnislos. Im Chapitre-Walde wurde eine feindliche Abteilung in Stärke von 2 Offizieren und einigen Dutzend Leuten überrascht und gefangen genommen.

Ein englischer Doppeldecker wurde östlich von Arras im Luftkampf abgeschossen; die Insassen sind verwundet gefangen.

Östlicher Kriegsschauplatz.
Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg.

Deutsche Abteilungen, die in die russischen Stellungen vorstießen, brachten südlich von Kessau 26 Gefangene, ein Maschinengewehr, ein Minenwerfer und nördlich vom Niedjöl-See einen Offizier, 188 Mann, 6 Maschinengewehre 4 Minenwerfer

ein. Feindliche Patrouillen wurden abgewiesen. Der Güterbahnhof von Düna-Burg wurde ausgiebig mit Bomben belegt.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern:

Die Lage ist unverändert.

Heeresgruppe des Generals von Linfingen.

Südwestlich von Solul stürmten unsere Truppen russische Linien und machten mehrere Hundert Gefangene. Feindliche Gegenangriffe hatten nirgends Erfolg.

Balkankriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse.

Oberste Heeresleitung.

Locales und Vermischtes.

* Camberg, 29. Juni. Die Sommerferien an der hiesigen Schule dauern vom 30. Juli bis 20. August.

* Bürges, 28. Juni. Gefr. Frh. Bernhard von hier erhielt an der Westfront wegen tapferen Verhaltens das Eisene Kreuz.

* Oberstedten (Obernauus), 26. Juni. Die Untersuchung in der Hadel'schen Leichenfundangelegenheit hat noch wenig Klarheit in das rätselhafte Dunkel gebracht. Es steht nur soviel fest, daß das Kind aus allernächster Nähe erschossen wurde, die Waffe wurde auf den bloßen Körper gelegt, da kein Kleidungsstück beschädigt. Demnach dürfte auch der Junge kein Opfer eines Wilddiebes geworden sein, wie man zuerst annahm. Der Sachlage nach muß man jetzt mit einem Mord rechnen. Die Untersuchung ist noch in vollem Gange.

* Limburg, 27. Juni. Die Landwirtschaftskammer ließ hier 25 Fohlen versteigern. Die Fohlen, durchschnittlich ein Jahr alt, kosteten 1250 bis 2700 Mark das Stück.

* Ems, 28. Juni. Einen schweren Verlust hatte ein Händler aus der Umgegend, der gestern früh mit einer Ladung Schweine auf den Kassauer Markt fuhr. Auf der Daulenauer Landstraße lockerte sich am Wagen die Verschlussklappe, und die Tiere suchte das Freie. Bei der Verfolgung gerieten mehrere - wie wir hören, sechs - der Borstentiere in die Lahn, wurden von der Stömung erfasst, abgetrieben und kamen um.

* Hagenburg, 29. Juni. Bei einigen Erkrankungensfällen in hiesiger Stadt, sowie in der Nachbargemeinde Alstadt sind, wie die Westerr. Zeitung meldet, Pocken festgestellt worden. Obwohl es sich nur um Einzelfälle handelt, ist äußerste Vorsicht angebracht und bei allen Erkrankungensfällen ungeachtet der Arzt zu Rate ziehen. Maßnahmen zur Verhütung weiteren Umschlagens der Krankheit sind ergriffen und Schutzimpfungen vorgenommen worden. Da es sich nur um vereinzelte Pockenfälle handelt, liegt kein Grund zu irgend welcher Beunruhigung vor. - Bisher forderte die Krankheit drei Todesopfer.

Pergamentpapier empfiehlt Wilhelm Ammelung



Denkt an uns
sendet

Galem Aleikum
Galem Gold
Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!

Preis Nr. 3 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

20 Stck. feldpostmässig verpackt portofrei!

30 Stck. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak u. Zigaretten-Fabr. Verische Dresden

Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. d. Königs v. Sachsen

Trusifrei!



Feldpost-Streifbänder

empfehlen die Buchdruckerei

Wilhelm Ammelung, Camberg.

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber
Wilhelm Ammelung, Camberg.

Verkauf von Gemüsekonserven bei Krings.

Prinzebohnen	2 Kilogramm = Dose	1.90 Mark
Stangenbohnen	1	1.30
Erbisen (fein)	1	1.50

Große Sendung inoxidierter

Guß- und

Stahlblech = Kessel

eingetroffen.

Josef Weirich 2., Camberg.

Drucksachen

Mitteilungen,
Briefbogen
Rechnungs-

formulare

Bisitentarten
Verlobungs- und
Bermählungsarten

u. s. w.

werden prompt und
preiswert geliefert v. d.

Buchdruckerei
Wilh. Ammelung,
Camberg.

Einen grauen
Geldbeutel

mit Inhalt Samstag nachmittag
in Camberg

verloren.

Um Rückgabe wird gebeten.

Räh. in der Exped.

Sauberes kräftiges

Dienstmädchen

für Küche- und Hausarbeiten

gesucht.

Wo sagt die Expedition.

Rheuma-
Schmerzmittel
Dr. Reiss
RHEUMASAN
Friedrich

Eine Lüge.

21 Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.)

Sie geleitete Inge in die Wohnstube und ließ sie sorgsam in einen Lehnstuhl gleiten. Dann schickte sie die beiden Jüngsten hinaus, die bis dahin gespielt hatten und nun mit großen Augen das weinende Fräulein aus der Villa anstarrten.

„Geht, Kinder — draußen ist's schöner als hier und ich kann euch jetzt auch nicht brauchen.“

Manders war den Frauen in die Stube gefolgt. Er küßte die Kinder, die er am Morgen noch nicht gesehen hatte und führte sie dann liebevoll zur Türe.

„Geht und seid nicht zu laut!“ —

Inge suchte sich gewaltsam zu fassen. Sie trocknete die Augen und sie rang sich sogar ein Lächeln ab, das freilich zur wehvollen Grimasse verzerrt war. Aber Frau Manders war mit dieser Art der Selbstbeherrschung gar nicht einverstanden. Inge durfte sich jetzt keine Gewalt antun, wenn der Schmerz nicht mit vermehrter Gewalt ihr die Seele zerwühlen sollte und darum wollte sie vor allem einmal mit dem jungen Mädchen allein sein.

Sie schickte den Lehrer hinaus.

„Zu mir die Liebe, Männen, und streck' dich ein bißchen aus. Man sieht dir's an, wie erschöpft du bist.“

Aber Manders schüttelte den Kopf.

„Nein, Liebe — ich muß wieder hinauf.“ Dabei sah er sie bedeutungsvoll an. „Ich hab' der

Lene versprochen, wiederkommen; sie ist allein mit dem Gesinde und das tut nicht gut.“

Frau Manders verstand, was er nicht wieder aussprechen wollte. Es mußte Besuch in der Villa geben — Herren vom Gericht und der Kreisarzt waren zu erwarten, und da war es wohl doch gut, wenn ihr Mann zugegen war.

So nickte sie ihm freundlich zu.

„Aber ruh dich oben aus und sag der Lene, daß sie dir etwas Genießbares besorgt — ja? Du mußt mir versprechen, daß du das auch gewiß tun wirst!“

Manders lächelte: „Ich will, du Gute!“

Er drückte Inge die Hand und küßte seine Frau. „Zu Mittag bin ich wieder da.“ —

Auf der Villa traf er den Arzt bereits an, der aus Rühlhausen herübergekommen war. Der hatte den Toten genau gekannt und wie alle Leute der Gegend verehrt und er war sichtlich tief erschüttert, als er der Leiche gegenüberstand.

„Wann ist's geschehen?“

„Es schlug gerade drei, als ich gerufen wurde; also doch wohl kurz vorher.“

„Und wie fanden Sie ihn, Herr Lehrer?“

„Fast so wie jetzt — bewußtlos, aber doch noch mit schwachen Lebenszeichen. Zu tun gab es nichts mehr. Unserer muß ja wohl auch ein wenig Arzt sein und meine paar Semester Medizin hätten mir vielleicht auch zusetzen können. Aber hier kam eben alle Hilfe zu spät und ich mußte mich darauf beschränken, die schwindenden Lebensäußerungen zu beobachten. — Um sieben war alles vorüber, ohne daß er auch nur einen Augenblick das Bewußtsein wiedererlangt hätte.“

Nachdem die notwendigen Feststellungen gemacht waren, bat Manders den Arzt ins Speisezimmer. Der alte Lene trug er auf, für ein kleines Frühstück Sorge zu tragen. Als sie einander gegenüber saßen, schnitt auch der Arzt die Frage an: was nun werden solle?

Manders zuckte die Achseln.

„Das mag Gott wissen! Was mich besonders erschüttert, das ist die Tatsache, daß hier einmal die besten Absichten, die menschenfreundlichste Lebensart in ihr Gegenteil verkehrt wurden; und was mich drückt, das ist die Gewißheit, daß nach meinem toten Freunde sich keiner finden wird, der sein Wert aufnehmen und mit frischen Kräften weiterführen möchte. Das ganze Unternehmen ist viel mehr eine Wohltätigkeitsanstalt als ein Geschäft gewesen und das verdirbt den Unternehmern da draußen doch den Geschmack. Und fände sich doch einer — darf er verstehen, worauf es hier ankommt? Dürfte er die Motive auch für sich gelten lassen, aus denen heraus der stille Mann da drinnen seit Jahr und Tag sein Geld und seinen Fleiß daran setzte der hungernden Bevölkerung seiner Heimat einen ausreichenden Erwerb und eine menschenwürdige Existenz zu schaffen? Der neue Fabrikherr könnte doch im besten Falle nur ein Geschäftsmann sein, dem der Gewinn selbstverständlich obenan steht, dem die Menschen Mittel und Zweck, persönlich aber doch wohl ziemlich gleichgültig sein würden. Und dann erst recht dürfte er finden, daß hier keine Schätze zu holen sind; er würde sich beeilen müssen, die Geschichte wieder los zu werden, ehe er viel Geld hineingesteckt — na, und das Ende wäre

dann leicht abzusehen. Wir dürfen uns also nicht mit Hoffnungen tragen, die sich doch nie erfüllen werden. Was hier geschaffen wurde, das ist eben aus der Heimaliebe unseres am Wohlsein verbluteten Toten herausgewachsen und opferfrohe Heimaliebe allein könnte das alles nur auch retten und erhalten.“

„Nun, ich weiß doch nicht —!“ meinte der Arzt zögernd. „Die Industrie, die Herr Bornemann hier begründet und mit schweren Opfern unterhalten hat, trug ja allerdings bis zu einem gewissen Grade den Charakter des Persönlichen, aber vielleicht doch nicht so sehr, daß nicht auch ein anderer, der dann freilich wieder ein Menschenfreund sein möchte, sie fortführen könnte. Die Söhne vielleicht —?“

Manders schüttelte den Kopf.

„Sie sind keine Kaufleute. Horst, der Ältere, ist Mediziner; er will Halspezialist werden und ist noch nicht ganz durch die Assistentenjahre hindurch. Paul studiert im vierten Semester Chemie — er ist schwer durch das Gymnasium gekommen und darum ein wenig spät daran mit dem Studium. Aber abgesehen davon und selbst die Möglichkeit zugegeben, daß Paul sein Studium aufgeben und sich hier festsetzen wollte — was könnte er denn ohne Geld ausrichten?“

„Nun, das ließe sich vielleicht aufbringen.“

„Meinen Sie? Wenn das möglich wäre, dann hätte sich doch wohl der Bankrott aufhalten lassen und dann hätte sich doch auch nie das Unglück ereignet, das uns hier zusammengeführt hat.“

Der Arzt war noch nicht überzeugt.

„Es gilt doch aber das Wohl der ganzen Gegend. Ein paar Wochen noch und wir haben hier oben auf der Höhe den bittersten Winter. Unser Boden gibt wenig her und seit der Begründung der Fabrik hat man sich noch mehr als bisher darauf eingerichtet, alle Lebensbedürfnisse durch Einkauf zu beschaffen. Aber nun fehlt die Arbeit, nun stehen die Felder leer und es ist unausbleiblich, daß der Hunger mit allen seinen Schrecken hier Einfuhr halten muß. Ich meine nun, unter solchen Umständen müßte eben geholfen werden — ich meine sogar, daß die Regierung eingreifen und energisch stützen müßte, was eben hier zusammenbrechen will.“

Manders lächelte traurig.

„Der erste Versuch, Hilfe von dieser oder einer anderen Seite zu erlangen, würde Sie bitter enttäuschen. Abgesehen davon, daß die Hilfe — selbst als Bereitwilligkeit vorausgesetzt — doch nicht schnell genug kommen könnte, spricht doch ein wichtiger Umstand direkt gegen jede Hilfsaktion. Man wird doch selbstverständlich sagen: was dem Kommerzienrat Bornemann nicht gelang, das wird einem andern erst recht nicht gelingen; konnte er die Industrie, die doch seine eigenste Schöpfung war, nicht halten, dann darf man ruhig annehmen, daß sie doch wohl nicht lebensfähig ist.“

Der Arzt widersprach lebhaft: „Aber die Schlußfolgerung ginge doch viel zu weit!“

„Zugestanden, soweit die innere Lebenskraft der Industrie in Frage kommt. Aber jede Industrie braucht gute Absatzmöglichkeiten, sie braucht bequeme und billige Verkehrswege, wenn sie konkurrenzfähig sein soll, und daran hat es hier

leider gefehlt — daran wird es noch lange fehlen, denn eine Bahn baut uns einstweilen kein Mensch auf unsere Höhen. Und nun die Regierung! Die hat doch gesehen, was hier unter den Händen des selbstlosen Mannes erstand, sie konnte sich auch nicht über die eminente Bedeutung des ganzen Betriebes für die notleidende Bevölkerung täuschen und sie hat es denn auch an einer Anerkennung nicht fehlen lassen: Herr Bornemann ist ja Kommerzienrat geworden — zu einer Zeit vielleicht, da er schon verzweifelt um die Existenz seines Werkes rang. Warum ließ man ihn denn allein seine Kulturtätigkeit vollbringen, warum kümmerte man sich nicht darum, ob sein Werk unter Staatshilfe nicht besser gedeihen und vor allem in jeder Hinsicht sichergestellt werden könne? — Nein, Herr Doktor, hier ist keine Hilfe zu erhoffen, und ich wage noch gar nicht, mir auszumalen, was die nächsten Wochen schon uns bringen müssen.“

Der Arzt stand auf.

„Wenn man's so ansieht, dann haben Sie freilich recht,“ sagte er bestimmt. „Aber ich will doch einmal mit dem Landrat sprechen — vielleicht läßt sich doch irgend etwas in die Wege leiten. — Leben Sie wohl und auf Wiedersehen bei der Beerdigung!“

Die beiden Männer schüttelten sich herzlich die Hände. Dann geleitete Manders den Arzt hinaus.

„Eine Frage noch, Herr Lehrer, die Sie mir nicht übel nehmen dürfen. Herr Bornemann ist, wie man so sagt, freiwillig aus dem Leben geschieden und die Kirche ist in solchen Fällen eine strenge Richter. Aber ich darf wohl annehmen, daß in diesem Falle —“

Manders unterbrach ihn.

„Herr Doktor! Der Tote ist uns allen der größte Wohltäter gewesen und er ist — ich habe das schon einmal gesagt — buchstäblich an Wohltun verblutet. Glauben Sie nun, daß auch nur einer hier es dulden würde, daß man den seltenen Mann in Unehren verscharrte? Nein, was ihm die Kirche und die Menschen an Segnungen und an Ehren noch zu geben haben, das soll ihm werden.“

Der Arzt nahm wieder des Lehrers Hände. „Ich hab's nicht anders erwartet. Auf Wiedersehen also!“

Mittag war bereits vorüber, als auch Manders endlich nach Hause gehen konnte.

Die Lehrerin kam ihm durch den Garten entgegen.

„Nun?“ fragte er besorgt.

„Sie ist jetzt ruhiger und zeigt eine Stärke, die ich ihr nicht zutraut habe. — Willst du gleich zu ihr gehen?“

„Natürlich!“

Inge hatte ihn kommen sehen und nun ging auch sie ihm entgegen.

„Herr Manders, ich bin Ihnen so dankbar —“

Manders hielt ihre Hand fest und legte ihr die freie Rechte auf den Scheitel, während sie zu ihm auf sah.

„Sie sollen nicht danken, Inge,“ sagte er schlicht. „Ich tue nur meine Pflicht und empfinde es schmerzhaft genug, daß mir fast jede Möglichkeit fehlt, etwas darüber hinaus zu tun.“ Dann lenkte er ab. „Nah hab' die Vene mitgebracht. Soll ich sie ruhen?“

Inge schüttelte den Kopf.

„Später. Ich bin doch nicht stark genug und weiß, daß ich meine Fassung bewahren muß.“ Dann sah sie ihn stehend an. „Nun ich nichts tun? Es quält mich, hier untätig zu sein, während Sie alle Last auf sich genommen haben.“

„Nichts!“ Manders schüttelte den Kopf. Was geschehen mußte, das ist getan und der Rest ist ohnehin meines Amtes. Aber Ihnen bleibt die Zukunft und Sie tun genug, wenn Sie jetzt darauf bedacht sind, Ihren Mut für die Zukunft zu stärken.“

Frau Manders kam herein. Sie brachte Tischgeräte und sie ließ es gerne geschehen, daß Inge beim Aufstehen behilflich war. Währenddessen ging der Lehrer hinaus, um in den Hausrock zu schlüpfen und es sich bequem zu machen.

Bei Tische wurde den Kindern größere Freiheit gelassen als sonst. Sie schwatzten allerlei — Kluges und Nindliches; sie wandten sich immer wieder an Inge, und Rudi, der Jüngste, wollte sich absolut nur von ihr das Fleisch schneiden lassen.

Nach dem Essen zog Manders sich in sein Zimmer zurück. Es drängte ihn, mit sich allein zu sein und nebenbei auch mit der Grabrede ins Klare zu kommen. Frau Manders aber hatte alle Hände voll zu tun. Inge durfte einstweilen nicht wieder in die Villa hinaus, und auch Doris und Paul sollten im Lehrershaus wohnen, und da gab es eben vielerlei zu besorgen. Inge vermochte nicht viel mitzuhelfen, aber sie war doch nicht ganz unbeschäftigt und sie empfand das selbst als eine Wohltat.

22

(Fortsetzung folgt.)